



Unterwegs zum guten Gewissen

Nach Schulstress und Turbo-Abi brechen immer mehr junge Deutsche auf in die Welt. Sie zahlen viel Geld, um bedrohte Tiere zu retten oder arme Kinder zu betreuen. Wem hilft das wirklich? VON ANANT AGARWALA, AMRAI COEN, JEANNETTE OTTO UND HENNING SUSSEBACH



Annelie in Afrika: In Namibia betreut die deutsche Abiturientin Kinder in einer Township – und bezahlt dafür

Aus dem Katalog eines Reiseanbieters:

»In Namibia bekommst du einen Mix aus allem – Kunst, Musik, Sport, Kulinarik und Religionen der zahlreichen, hier friedlich vereint lebenden Volksgruppen«



»Deine kreativen Ideen, deine Tatkraft und Lösungsansätze können nachhaltig wirken und somit langfristig positive Entwicklungen mit sich bringen«

Ein Gymnasium am Rande Bremens. Das Foyer ist klein, doch an diesem Morgen passt die ganze Welt hinein. In den Fenstern hängen die Flaggen Großbritanniens, Kanadas und Neuseelands, an den Wänden die Umrisszeichnungen Afrikas und Australiens, Sehnsuchtsilhouetten überall. In vielen Farben und Formen hat das Fernweh Einzug gehalten in den Alltagsort Schule. Es ist ein Samstag im Sommer, für ein paar Stunden gastiert die JuBi in Bremen, eine Jugendbildungsmesse. Auf Tischen, an denen montags bis freitags Schulbrot gegessen und Hausaufgaben erledigt werden, bieten Reiseveranstalter Auslandsaufenthalte an, alles von Au-pair bis Work and Travel. Von der Decke hängt ein Banner mit der Aufschrift: »Wage den Sprung von Zuhause in die Welt!«

Am Tisch der Firma Sta Travel steht Friederike Alts, 17, angereist aus Berumbur, was wie eine indonesische Insel klingt, aber ein Örtchen in Ostfriesland ist. Friederike, ein zurückhaltendes Mädchen mit langem Haar und schmaler Brille, Leistungskurse Mathe, Deutsch, Musik, wird im nächsten Frühjahr Abitur machen. Was dann? Darüber denke sie in letzter Zeit häufig nach, sagt sie. »In der Schule hinterherträgt und sagt: »Die Kinder von heute, die brauchen nach der Schule erst einmal eine Pause.«

Jetzt gerät plötzlich die Zukunft in Sicht, und Friederike, so klingt es, fühlt sich schlecht vorbereitet, trotz – oder wegen – all der Lernerlei. Da ist sie sich einig mit ihrem Vater, der sie an diesem Morgen hergeführt hat und nun stets zwei Schritte hinter ihr zurückbleibt, ein Noch-Vater eines Noch-Kindes, der seiner Tochter einen Jutebeutel voller Broschüren hinterherträgt und sagt: »Du bist jung«, »Dich braucht die Welt!«, »Nix für Stubenhocker!«, »Reisen für Weltentdecker!«. Friederike sagt, sie wolle

Nach der Eile in der Schule wollen sie Langsamkeit. Nach der Enge im elterlichen Zuhause wollen sie Weite.

Sie reisen als Backpacker durch Asien, sie hüten Schafe in Neuseeland, sie jobben in kanadischen Schnellrestaurants. Sie wollen die Welt erspüren und sich selber fühlen.

Es gibt viele Namen für das Phänomen, der populärste lautet Gap-Year, Lückenjahr. Er umschreibt den Versuch, die als gestaucht empfundene Zeit zu dehnen, sich eine Auszeit zwischen Schule und Studium zu verschaffen. Doch ein Wort allein kann das Neue nicht fassen, denn diese Jugendbewegung ist anders als alle zuvor.

Diese Bewegung braucht keine Banner und Barrikaden, ihre Symbole sind Rucksack und Reisepass. Diese Bewegung ist weniger konsumkritisch als frühere, dafür kostspielig.

Diese Bewegung ist nicht anarchistisch, sondern eifrig – Friederike Alts spielt sich seit Monaten mit ihrer Klarinette auf Konfirmationsfeiern, Kunstausstellungen und in Altersheimen ein Budget zusammen.

Diese Bewegung kommt ohne Bruch mit den Eltern aus, findet sogar meist im Einvernehmen mit ihnen statt.

Auf der JuBi in Bremen wandern Fingerkuppen über Landkarten, fahren Mittelamerika ab, finden einen Fleck in Afrika. Eltern, die 19 statt 17 waren, als sie Abi machten, und anschließend ewig vor sich hin studierten, stützen zwar angesichts der Preise, vier Wochen Schülerhilfe in Uganda für 1790 Euro, ein Monat als Baustellenhelfer in peruanischen Bergdörfern für 2062 Euro – aber haben sie nicht selbst geklagt über das Turbo-Abitur, die gestohlene Zeit? Sind sie ihren Kindern nicht etwas schuldig?

Am hintersten Tisch in der Schulcafeteria sitzen Friederike Alts und ihr Vater, Jahrgang 1964, rundes Brillengestell, zerbeultes Sakko, vor sich einen Stapel Kataloge: »Du bist jung«, »Dich braucht die Welt!«, »Nix für Stubenhocker!«, »Reisen für Weltentdecker!«. Friederike sagt, sie wolle

für ein halbes Jahr nach Afrika, in einem Bildungsprojekt helfen, »irgendwas mit Kindern machen«.

»Soziale Brennpunkte haben wir hier natürlich auch«, sagt der Vater.

»Aber in Afrika geht es ums Überleben, Papa. Hier nur um einen höheren Lebensstandard«, sagt die Tochter. Sie will etwas Gutes tun. Was soll daran schlecht sein?

Rund 450 000 Schülerinnen und Schüler haben in diesem Jahr in Deutschland Abitur gemacht. Einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung zufolge wagen sich G8-Absolventen seltener als G9-Abiturienten noch im selben Jahr auf eine Universität. Jene, die auf den Immatrikulationslisten fehlen, finden sich oft in anderen Statistiken wieder: Fast 26 000 junge Deutsche haben zuletzt Jahr für Jahr ein Visum allein für das Work-and-Travel-Programm in Australien beantragt.

Der neueste Trend aber heißt VolunTourismus, Freiwilligentourismus: Immer mehr Schulabgänger wollen im Ausland kein Geld verdienen – sondern zahlen jetzt Hunderte, manchmal Tausende Euro dafür, in Thailand Elefanten zu waschen, in Südafrika Wildkatzen zu zählen, in Kambodscha Kindern das Alphabet beizubringen.

Fast 30 000 dieser Freiwilligen brechen jährlich aus Deutschland auf, vor allem Abiturienten, mehrheitlich Frauen. Um diese Freiwilligentouristen geht es in diesem ZEIT-Dossier zuallererst, denn ihrerwegen ist die neue Jugendbewegung auch altruistischer als alle zuvor. Und zugleich höchst ambivalent.

Aber dazu später, nicht jetzt, da Condor-Flug DE 2292 auf der Landebahn des Hosea-Kutako-Flughafens von Windhoek, Namibia, aufsetzt, auf Sitz 30A, am Fenster, die schlaftrunkene Annelie Wehrle.

Es ist früher Morgen, der Horizont glüht rot, Treppen werden ans Flugzeug geschoben, stumm läuft Annelie – Sommersprossen, blonder Pferdeschwanz, Kapuzenpulli – über das weite Rollfeld, vorbei an schweigenden, dunkelhäutigen Flughafenmitarbeitern. In der Ankunftshalle das dumpfe

Klopfen der Einreisestempel, in Annelies Händen die Reiseunterlagen, eingepackt in Klarsichthüllen.

Annelie ist auf ihrem Lebensweg ein Jahr weiter als Friederike Alts aus Berumbur. Vor wenigen Wochen hat sie in Baden-Württemberg Abitur gemacht. Zu Beginn der Nacht, in der sie nach Afrika aufbrach, saß sie am Frankfurter Flughafen und sagte: »Da hab ich gelernt und gelernt und mich darauf gefreut, dass es endlich vorbei ist. Aber als es vorbei war, bin ich erschrocken! Man bekommt ein Stück Papier in die Hand und denkt: Das waren jetzt die letzten Jahre?«

Annelie hat *Homo faber* und *Dantons Tod* gelesen. Sie beherrscht Differenzial- und Integralrechnung. Die beiden Wörter, die sie nun am häufigsten benutzt, lauten »konkret« und »sinnvoll«. Um etwas Konkretes, Sinnvolles zu tun, hat sie beim Anbieter RGV – die Abkürzung von Rainbow Garden Village – vier Wochen Namibia gebucht. In einem Elendsviertel der Hauptstadt Windhoek wird sie in einer Suppenküche helfen, Kinder zu bekochen.

Im Katalog wurde Namibia als Staat beschrieben, »in dem die Kontraste zwischen Arm und Reich allgegenwärtig sind«, ebenso als »artenreichstes Land der Erde« mit »mehr als 300 Sonnentagen«. Annelie hat 1850 Euro für diesen Trip bezahlt, zusammengearbeitet mit Ferienjobs, gespendet von der Großmutter. Ihr Vater, ein Arzt, hat sie gegen Typhus, Tollwut und Meningokokken geimpft, ihre Mutter hat sie kurz vor dem Abflug noch einmal angerufen und sich erkundigt, ob sie gut durch die Kontrollen gekommen sei.

Annelie zählt sich selbst zur ersten komplett globalisierten Generation, für die die ganze Welt in Reichweite gerückt ist, im Guten wie im Schlechten. Wenn die Amerikaner einen Narzissten zum Präsidenten wählen, beeinflusst das auch ihr Leben. Wenn ein riesiger Eisberg aus der Antarktis bricht, hat das etwas mit ihr zu tun. Und wenn in Afrika Kinder hungern, kann sie hin und helfen.

Also flog Annelie Wehrle über Tunesien, Algerien, Niger, Nigeria, Kamerun, Kongo und Angola hinweg, legte mehr als 8000 Kilometer zwischen

sich und ihr bisheriges Leben, in dem es, so sagt sie, »die größte Katastrophe ist, wenn die Möhren mal nicht bio sind.«

Andauernd findet Annelie Wehrle solch plakative Sätze und erschrickt zugleich darüber, als habe ihr Leben sie bislang vor allem gelehrt, Fehler und Festlegungen zu vermeiden. Sie weiß selbst noch nicht, was sie von dieser Reise halten soll. Und von dem Reporter, der sie während der ersten Tage begleitet. Später wird sie darum bitten, ihren Namen zu ändern.

Nach ihrer Ankunft wirkt Annelie zunächst enttäuscht: Es ist Wochenende, sie sitzt einsam in einem weiß getünchten, steinkalten Studentenwohnheim mitten in Windhoek, hoch ummauert und mit Stacheldraht gesichert. Das »bunte Treiben der Hauptstadt«, das der Katalog versprochen, findet irgendwo anders statt. Am darauffolgenden Montag aber fährt die örtliche Vertreterin des Veranstalters RGV Annelie in einem dunklen Audi aus der Stadt hinaus nach Katutura – ein Slum, eine Township, ein Stück Geografie gewordene Geschichte.

Katutura ist ein Wort aus der Sprache der Herero, übersetzt: »Der Ort, an dem wir nicht leben möchten«. Nachdem zunächst deutsche Kolonialisten die Stämme Namibias ausgebeutet und niedergemetzelt hatten, vertrieben südafrikanische Apartheidpolitiker die verbliebenen Schwarzen aus dem Zentrum der Hauptstadt in die Wüste. Die Freiheitskämpfer der Swapo, heute als Regierungsmitglieder ständig unter Korruptionsverdacht, haben das Unrecht nie rückgängig machen können. Wer in Katutura wohnt, lebt im Abseits.

Eigentlich hatte Annelie nach Südafrika gewollt, doch die Klimatabelle für den dortigen kalten Winter schreckte sie ab. Deshalb rückte sie ein Land weiter in Richtung Äquator. Es war eher das Wetter, weshalb sich Annelie für Namibia entschied, nicht das Wissen um den deutschen Genozid.

Durch die getönten Autofenster sieht Annelie Wellblechhütten, der sandige Boden gleißt von Plastikmüll, an den Rändern der Straßen, die nur

Unterwegs zum guten Gewissen Fortsetzung von S. 15

noch holprige Wege sind, sitzen Menschen im Staub, reglos, tatenlos, antriebslos.

Annelie hat vorab einige Informationen vom Reiseveranstalter erhalten, anderes dann im Studentenheim erfahren. Sie weiß: Namibia hat eine der höchsten HIV-Infektionsraten der Welt, offiziell liegt sie bei 13 Prozent, in Katutura bei geschätzten 40, die Arbeitslosigkeit bei 80. Viele Mädchen werden Mutter in einem Alter, das deutsche Abiturientinnen mit der gymnasialen Mittelstufe verbindet. Eine Frau bekommt im Schnitt acht Kinder.

Manchmal liegen verdächtig ausgebeulte Tüten im Müll, darin erstickte Babys. Nicht jedes Kind in Katutura kann mit Liebe rechnen.

An einer Wellblechhütte, auf die jemand »Home of Good Hope« gepinselt hat, Haus der guten Hoffnung, bleibt der Audi stehen. Die Suppenküche. Zögernd zieht Annelie am Türhebel, augenblicklich dringt der Geruch von Urin und versengendem Fleisch ins Auto. Sie sieht, wie eine Horde schwarzer Kinder auf sie zurennen – und diese Kinder sehen ein weißes, blondes Mädchen, eines dieser seltsamen Wesen, die sie nicht schlagen und geduldig mit ihnen spielen. Nach wenigen Sekunden ist Annelie Wehrle an Hals, Armen und Beinen behängt von kindlicher Vorbehaltslosigkeit und Unbedingtheit, wankend macht sie ein paar Schritte zur Hütte, in der sie die nächsten vier Wochen verbringen soll, und sagt atemlos: »Ist ... das ... krass.«

Die Idee eines Gap-Years, der Impuls des Aufbrechens, Ausbrechens oder auch einer Initiation – eigentlich ist all das uralte, in seinen Ausformungen aber bis zur Unkenntlichkeit unterschiedlich: Seit dem Mittelalter schicken die Zünfte Handwerksgehilfen auf die Walz, damit sie auch bei auswärtigen Meistern lernen. In der Frühen Neuzeit entließ der Adel den Nachwuchs auf die Kavaliertour; die Kinder, von Hofmeistern und Hauslehrern erzogen, sollten im Ausland Weltkenntnis erlangen. Im 20. Jahrhundert führen Wohlstandskinder im Bulli bis nach Indien, gingen Millionen einen Sommer lang auf Interrail-Tour, wurden deutsche Männer als Bundeswehrosoldaten und Zivildienstleistende in einen anderen Alltag versetzt, ob in Behindertenheimen, die ihren Augen bislang verborgen geblieben waren, oder in entlegene Kasernen.

Heute führen viele Wege ins Gap-Year, so ist das in einer Multioptiongesellschaft. Auch wer Freiwilligenarbeit machen möchte, hat die Wahl: zwischen allen Kontinenten – und zwischen staatlich vermittelten oder privaten Angeboten. Vor knapp zehn Jahren hat das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung den Freiwilligendienst »Weltwärts« gegründet. Weltwärts vermittelt 18- bis 28-Jährige ins Ausland, für mindestens sechs Monate, viele für ein komplettes Freiwilliges Soziales Jahr, zur Müllbeseitigung nach Uganda, zur Wiederaufforstung nach Indien oder zur Hausaufgabenhilfe nach Ecuador. Das Ministerium übernimmt 75 Prozent der Kosten; die Teilnehmer müssen mehrtägige Vorbereitungskurse absolvieren.

Im vergangenen Jahr zogen 3749 Freiwillige mit Weltwärts ins Ausland. Weit mehr reisen mit kommerziellen Anbietern, mittlerweile jährlich gut 25000. Aus dem Hilfsbedürfnis der Generation G8 ist längst ein Geschäft geworden.

Betrieben wurde es anfangs vor allem von kleineren Unternehmen, jetzt aber steigen auf dem deutschen Markt immer mehr globale Touristikonzerne wie der britische Anbieter Sta Travel ein. Deren Angebote sind kürzer, die Programme bunter, kombinierbar mit Schnorchel- und Surfabenteuern – und kosten mehr. Eine Sprecherin von Sta bezeichnet den ziegelsteinschweren Katalog ihrer Firma als »Spiegel der Seele« der Kunden: »Diese Generation hat das Gefühl, sie kennt jedes Land, obwohl sie noch nie da war – weil sie es ausgiebig im Internet besucht hat. Diese jungen Menschen wollen keine Postkarte bereisen, sie wollen authentische Erlebnisse.«

Zwölftausend Kilometer entfernt von Namibia, in einer Zeitzone, in der es acht Stunden früher ist als bei Annelie Wehrle, läuft eine junge Frau tief in der Nacht barfuß über einen Strand in Costa Rica. Am Himmel steht ein halber Mond, am Horizont leuchten immer wieder Blitze auf, nur langsam gewöhnen sich Delias Augen an die Dunkelheit. Sie hat Wachdienst. Sie soll Ausschau halten nach Schildkröten und Eierlegen.

Delia ist Anfang 20, ihren vollen Namen, ihre ganze Identität möchte auch sie nicht in der Zeitung preisgeben. Delia hat blonde Haare, blaue Augen und spricht fränkischen Dialekt. Gerade hat sie ihren Bachelor in BWL abgeschlossen. Jetzt hat sich eine Lücke aufgetan, und sie reist für ein paar Monate durch Mittelamerika, will einen Sprachkurs in Guatemala machen, sich alte Pyramiden in Mexiko anschauen. Mitnehmen, was geht. »Schlafen kann ich, wenn ich zu Hause bin«, sagt sie.

Urlaub, das war für Delia bislang: all inclusive nach Rimini oder Ibiza. So verreise sie mit ihrer Familie in den Sommerferien, so verreise sie mit ihren Freunden nach der Schule. Vergangene Woche hat sie das erste Mal Europa verlassen. Nun ist sie hier in Montezuma, einem kleinen Ort am Pazifik, und stapft durch den feuchten Sand. Neben ihr patrouillieren Samy aus den USA und Aina aus Spanien.

Im Halbdunkel erkennt man plötzlich zwei breite Spuren, wie Abdrücke von Lkw-Reifen. Unter den Bäumen entdecken die drei Frauen eine Erhebung. Ein großer Stein? »Schildkröte! Schildkröte!«, flüstern sie aufgeregt. Mit den Hinterflüssen gräbt das Tier ein arttiefes Loch, über das es den hinteren Teil seines Körpers schiebt, um Eier zu legen.

Schildkröten-Eier sind in Costa Rica eine Delikatesse. Auf den Speisekarten der kleinen Bars in der Umgebung Montezumas kann man Sangrita bestellen, einen Drink aus Tomatensaft, gehackten Zwiebeln, Chili – und rohem Schildkröten-Eigelb. Das, so der Aberglaube, steigere die Potenz.



Aus dem Katalog eines Reiseanbieters:

»Lebe schnell, lebe frei – You Only Live Once! Tolle Trips mit schnellem Tempo fürs kleine Budget. Tagsüber wird die Welt entdeckt und nachts mit den neuen Freunden durchgefeiert«



Delia aus Deutschland sammelt in Costa Rica Eier ein, die eine Schildkröte am Strand legt



Junge Helfer beim Frühstück im Schildkröten-Projekt

Schildkröten sind selten und süß, harmlos und bedroht. All diese Eigenschaften haben dafür gesorgt, dass sie es – neben Elefanten, Pandas und kleinen Kindern – in den Reisekatalog des Anbieters Sta Travel geschafft haben, den die Unternehmenssprecherin als »Spiegel der Seele« dieser Generation bezeichnet hatte. Die Freiwilligen wollen vor allem dann helfen, wenn das Objekt der Hilfe vom Aussterben bedroht ist oder große Augen hat. Kranke, alte oder behinderte Menschen sieht man in den Katalogen nicht.

Delia hat ihre Reise im Sta-Katalog in der Kategorie »YOLO – You Only Live Once« gefunden. »Tolle Trips mit schnellem Tempo fürs kleine Budget«, steht dort. »Tagsüber wird die Welt entdeckt und nachts mit den neuen Freunden durchgefeiert. Man lebt nur einmal!« Vielleicht spiegelt sich auch darin die Seele der Generation G8: Die Abkehr vom als ruhelos und gehetzt empfundenen Schul- und Uni-Alltag ist wieder ruhelos und gehetzt. Im Schildkröten-Camp übernachteten die Freiwilligen in Acht- bis Sechzehn-Bett-Zimmern, ihre Tage beginnen morgens um acht mit einem gemeinsamen Frühstück und enden oft erst nachts um drei nach der Schildkröten-Patrouille. Nur sonntags haben sie frei, zumindest von 6 bis 18 Uhr. In dieser Zeit fahren die Freiwilligen auf Inseln, nehmen Surfstunden und gehen feiern im Chico's, dem einzigen Club der Stadt. Dort wird Reggaeton gespielt und mit den Locals auf den Tischen getanzt.

Müde sitzen morgens die rund 20 Freiwilligen aus Europa und Nordamerika am Tisch. »Als ich hier ankam, dachte ich: Ich halte das nicht aus! Ich geh in ein Hotel!«, sagt Delia. Die drückende Hitze. Die schmutzige Unterkunft, in der morgens manchmal Taranteln in der Dusche sitzen. »Aber nach dem ersten Tag habe ich mich an all diese Dinge gewöhnt.« Nicht alle hier sind so pragmatisch wie Delia. Am Esstisch sitzen zwei Freiwillige, die am nächs-

ten Morgen abreisen werden. »Dieser Trip war eine absolute Enttäuschung«, sagt die eine. »Wir haben zwei Wochen lang gearbeitet – und dafür auch noch Geld gezahlt!«, sagt der andere. »Und keine einzige Schildkröte gesehen.«

»Alle wollen die Schildkröten sehen, das ist ein Problem für uns«, sagt Roger Trejos, Leiter des Projekts. Trejos' Organisation ist eine Art Subunternehmer: Keiner der Freiwilligen hat direkt bei ihm gebucht, sie alle sind über andere Reiseveranstalter gekommen. Trejos ist verärgert darüber, dass einige Agenturen etwas verkaufen, das er nicht anbietet.

Die Freiwilligen, die das Glück hatten, Schildkröten zu sehen, laden ihre Fotos auf Facebook und Instagram hoch: Schildkröten beim Eierlegen, Schildkrötenbabys beim Schlüpfen, dann auf ihrem ersten Weg ins Meer. Natürlich gibt es dafür viele Likes.

Man kann fragen, ob es den Freiwilligen in Costa Rica wirklich um den Umweltschutz geht. Sie könnten auch auf den Flug verzichten, in Europa bleiben und bedrohte Vogelarten in Spanien schützen oder dem Insektensterben auf der Schwäbischen Alb entgegenwirken. Nur fänden sie dort keine Exotik, keine Pazifikstrände, keine Latino-Partys.

Hört man dem Projektleiter Roger Trejos länger zu, stellt sich die Frage, wer wen eigentlich mehr braucht: die Schildkröten die Menschen – oder die Menschen die Schildkröten?

»Endlich«, flüstert Delia, als die Schildkröte ihre Eier in den Sand legt. Nächstelang hat sich Delia mit Trockenübungen auf diesen Moment vorbereitet. Sie macht das rote Licht ihrer Stirnlampe an, zieht sich Gummihandschuhe über. Leicht wippend liegt die Schildkröte über ihrem Loch, Delia hockt hinter dem Tier. Sie misst den Panzer aus und notiert: 64 Zentimeter lang, 70 Zentimeter breit. Dann gräbt sie einen kleinen Tunnel zum Nest, holt die frischen Eier heraus, die aussehen wie Tischtennisbälle, und

legt sie behutsam in eine Plastiktüte, eins nach dem anderen, 91 Stück. Als sie fertig ist, bringt sie die Tüte zum Brutplatz, einem umzäunten Bereich im Sand, vor dem zwei Freiwillige Wache schieben. Hierhin werden die Nester umgebettet. Der Platz ist Tag und Nacht bewacht. »Schlaf gut, Schildkrötenbabys«, sagt Delia, als sie die Eier wieder unter die Erde gebracht hat. In einigen Wochen werden die Tiere schlüpfen.

An einem Abend in der Unterkunft sitzen die Freiwilligen zusammen. Sie reden über Trump, über Transgender, über den Unterschied zwischen American Football und Fußball. Auf die Frage, wieso sie hier sind, antworten die meisten mit: Um Spanisch zu lernen. Um neue Leute zu treffen.

Samy, die Amerikanerin, sagt: »Because it makes it personal.« Es macht, dass ein Weltproblem – das Aussterben der Arten, die Verschmutzung der Meere – zu einem persönlichen Problem wird. Delia nickt und sagt: »Ich werde nie wieder einen Zigarettensammel am Strand liegen lassen. Ich werde bewusster umgehen mit Müll. Plötzlich hat man eine Vorstellung davon, wie viel Schaden der Mensch anrichten kann.«

In der Suppenküche von Katutura, Namibia, taucht Annelie Wehrle eine Kelle in einen riesigen Aluminiumtopf. Es ist zwölf Uhr mittags im Home of Good Hope, den ganzen Vormittag über hat Annelie mit den Vorschulkindern aus der Township gespielt, Mädchen mit Namen wie Makoka, Cardine und Princess ließen sich von ihr auf der Reifenschaukel anschubsen, flogen fasziniert ihr helles Haar und riefen sie immer wieder mit jenen zwei Namen, mit denen sie hier alle wechselnden Gäste rufen: *teacher* und *Germany*.

»Come, teacher!«
»Look, Germany!«

Manchmal hob Annelie die Kinder hoch und staunte, wie leicht sie waren.

Jetzt, zu Mittag, kommen die Älteren aus den Schulen angelaufen, vor der Suppenküche bildet sich eine Reihe geduldig wartender Jungen und Mädchen in zerlumpte Schuluniformen. Einige haben ihre Schuhe an den Fersen aufgeschnitten; ihre Füße sind zu groß geworden.

Wie viele Kinder sind es? Fünfhundert, achthundert, tausend?

In der Baracke sind Bänke aufgereiht wie in einer Kirche, es gibt keine Tische. An der Eingangstür regelt eine junge Namibierin namens Sousette – Rüschemantel, riesige Stoffschleife im Haar – lautstark den Einlass, Gebete werden gesprochen, Annelie schaufelt Nudeln in kleine Plastikschüsseln, tunkt die Kelle in einen zweiten Topf mit einem dunklen Brei aus verkochten Bohnen, da ruft die resolute Sousette: »Small! Less!« Kleinere Portionen, weniger je Teller!

Aus einer Welt des Zuviel ist Annelie in die Welt des Zuwenig geraten. Die Portionen, die sie jetzt bemisst, lassen immer einen Blick auf den Tellerboden frei. Manchmal schüttelt Annelie die Teller, damit sich das Essen etwas verteilt.

Im Home of Good Hope stellen sich vom ersten Tag an Fragen: Hilft Annelie mit dem, was sie tut? Oder entlässt sie mit ihrer Arbeit in der Suppenküche nur den namibischen Staat aus der Verantwortung? Ist es herablassend, wenn weiße Gerade-noch-Minderjährige und Gerade-so-Erwachsene, die sich für ein Studium noch nicht reif fühlen, schwarzen Kindern das Alphabet vorsingen? Gibt es in den Entwicklungsländern nicht genügend genauso Unqualifizierte, die in diese Jobs wachsen könnten?

»Wenn ich das wüsste«, sagt Annelie.

Diese Reise in die Welt, sie ist auch eine Reise zu äußeren und inneren Widersprüchen. Mit Annelie ist eine zweite Deutsche in Windhoek, sie hilft in der Rezeption einer Klinik mit vielen Aids-Kranken; eines Tages bitten sie die Ärzte, bei der Produktion eines Präventionsvideos für YouTube zu helfen. Die junge Frau lehnt ab. Sie findet das langweilig, überhaupt sei ihre Arbeit »keine richtige Hilfe«. Am nächsten Morgen fährt die RGV-Vertreterin sie in einen Kindergarten voller schwarzer Babys. Das findet die Deutsche: »super«.

Manche Fahrten ins Gap-Year wirken wie ein Egotrop ins Elend, oft verraten sie – trotz aller Empathie – eine koloniale Weltsicht: Was allenfalls Wohlfahrt ist, halten viele Reisende für Entwicklungshilfe. Was hilfreich ist und was nicht, haben nicht ortsansässige Ärzte zu entscheiden, sondern Kurzzeitgäste von der Nordhalbkugel.

In die Suppenküche kommt an manchen Tagen eine Frau, die noch stolzer und resoluter ist als die resolute und stolze Sousette von der Eingangstür: Meme Monica. »Meme« ist in Namibia ein besonders respektvoller Ausdruck für Frau oder Mutter; er gebührt Monica »Meme« Iwanga, weil sie die Suppenküche gegründet hat. Ihre Eltern konnten nicht lesen. Sie sahen auch keinen Sinn darin, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Monica holte das nach, mit 39 Jahren, als vielfache Mutter. Aus der Analphabetin wurde eine Bibliothekarin. Als 2007 eine ihrer Töchter an Aids starb, gab sie ihren Beruf auf und eröffnete die Suppenküche. Seitdem beginnt sie morgens um halb vier mit dem Kochen. Reis, Nudeln, Maismehl bezahlt sie aus Spenden, manchmal reicht das Geld sogar für etwas Fleisch. Stunden verbringt sie damit, den Jüngsten im Slum das Zähneputzen beizubringen.

An den freiwilligen Helfern aus Europa schätze sie insbesondere die uneingeschränkte, bedingungslose Aufmerksamkeit, die sie den Kindern schenken, sagt Meme Monica. »So much love!«, sagt sie. Wie viel Liebe müsse es in Deutschland geben, wenn die Reisenden so viel davon bis nach Afrika bringen? Meme Monica glaubt: Wegen der Besucher aus Europa werden die Kinder von Katutura einmal bessere Eltern sein.

Während ihres Gesprächs mit der ZEIT erfährt die Gründerin der Suppenküche, wie viel Geld Annelie für ihren Trip zu ihr bezahlt hat: 1850 Euro. Wie viel Essen könnte sie dafür kochen! Wie viele Kinder satt machen! Die RGV-Vertreterin habe das letzte Mal vor sieben Monaten Lebensmittel vorbeigebracht, einen Kofferraum voll. Und die Summe, die sie seit Jahresbeginn vom Reiseveranstalter erhalten habe, belaufe sich auf: null Euro.

Im Home of Good Hope weint Meme Monica still ein paar Tränen.

Wäre es besser, Annelie hätte das viele Geld gespendet?

Diese Frage ist so berechtigt wie wohlfeil; niemand kann von einer gerade Volljährigen erwarten, dass sie ihre gesamten Ersparnisse verschenkt. Auch Annelie Wehrle ist erschrocken und beschämt, als sie erfährt, wie das Geschäft läuft, das sie finanziert, sucht nach einer Haltung und sagt am Ende: »Ich bin trotzdem froh, dass ich nicht einfach Geld spende. Ich gebe den Kindern hier Essen und Liebe. Und ich verändere mich doch auch. Wenn ich an den Überkonsum zu Hause denke – ich werde nie, nie, nie mehr Lebensmittel wegwerfen.«

Null Euro aus 1850? Ein Gespräch mit Steffen Mayer, dem Gründer der Firma RGV mit Sitz in München, gleicht einer verzwickten bilateralen Verhandlung. Um jedes Wort wird gerungen, alle Sätze werden nachträglich autorisiert, sind dann aber so aussagekräftig wie dieser: »Wir sind keine Spendenorganisation. Das zu behaupten wäre anmaßend.«

Mayer war einst Lehramtsstudent, vor knapp 20 Jahren reiste er für ein Auslandspraktikum nach Ghana und war derart beeindruckt, dass er ein Austauschprogramm für Pädagogen aufbaute. Seit zehn Jahren bietet er zusätzlich Volunteering-Reisen an.

Mayer kann Europakarten unterschiedlicher Mentalitäten und Gap-Year-Gestaltungen entwerfen: In England schiekt vor allem die konservative Upperclass ihren Nachwuchs in die Welt, vornehmlich in ehemalige Kolonien; eine Gesellschaftsschicht, die kein Problem hat, sich einzuge-

stehen, dass von diesen Reisen vor allem die eigenen Kinder profitieren sollen. Dementsprechend lesen sich die Katalogtexte des britischen Anbieters Sta, die – aus dem Englischen übersetzt – in Deutschland in den Reisebüros liegen: Ein Job als Volontär beweise »in deinem Lebenslauf, dass du bereit bist, über deinen Tellerrand hinaus zu schauen«. Zwei Wochen als Aushilfslehrer in Kambodscha werden so beworben: »Der tägliche Überlebenskampf der Familien im Armenviertel wird dich sicher nachhaltig prägen und dir eine andere Sicht der Dinge vermitteln. Gemeinsam mit anderen Volontären kannst du im Restaurant des Projekts zu Abend essen.«

In Deutschland und Skandinavien unterstützen eher rot-grüne Gutverdiener ihre Kinder mit Freiwilligensehnsucht, typisch sei eine Art anspruchsvoller Altruismus, sagt RGV-Chef Mayer: »Die Deutschen wollen jeden Euro spüren.« In Form von »Authentizität«, Und Not.

Mayer ist hoch anzurechnen, dass er der Einzige war, der zuließ, eine Kundin durch einen Reporter begleiten zu lassen. Alle anderen Anbieter sagten ab. Keiner mag seine Gewinnmarge nennen, niemand sonst hat Lust, sich öffentlich mit einem Wirrwarr an Widersprüchen auseinanderzusetzen.

»Wir leisten keine Entwicklungshilfe«, sagt Mayer. »Wir unterstützen bestehende Einrichtungen. Und den Volunteers vermitteln wir Erfahrungen.« Mit etwas Glück gebe es dazu noch einen Kollateralnutzen: Beispielsweise verschwinden in Schulen, an die er deutsche Abiturienten vermittele, nach und nach die Schlagstöcke.

Manchmal jedoch klingt der Mayer so, als bedauere er eine Entwicklung, die er befördert hat: Je mehr der Volontourismus zum Massenphänomen wird, desto mehr ändern sich die Ansprüche. Niemand gebe sich mehr mit einem Zelt zufrieden wie er selbst vor 20 Jahren, sagt Mayer. Helikopter-Eltern wollen ihre Kinder auch im hintersten Winkel versorgt und versichert wissen. Es gebe Beschwerden, sagt er, »zum Beispiel: das Essen zu scharf. Kübelwäsche statt fließend Wasser. Insekten.« Er hatte schon Rückzahlungsforderungen wegen Stromausfällen und schwachen Internets auf dem Schreibtisch liegen.

»Was wir anbieten, ist mittlerweile sehr heimelig«, sagt Mayer.

Und so spiegeln sich in den Katalogen der Gap-Year-Anbieter nicht nur die Seelen Zigaretten-Schüler und Studenten, sondern die Indifferenz eines ganzen Landes, zumindest seiner akademischen Klasse, deren Mitglieder klimaschädlich für ein Wochenende nach London fliegen, dort aber fair gehandelten Kaffee trinken. Die Deutschlands Geschichte sorgsam aufgearbeitet haben und wohl auch deshalb annehmen, sie seien immun gegen Rassismus jeglicher Art. Die interessiert und weltgewandt sind und zugleich glauben, eigentlich alles besser zu wissen. Und die ihre Reisen ins außerdeutsche Chaos ordentlich deutsch durchorganisiert haben wollen.

Mit solcherlei An- und Widersprüchen erklärt der RGV-Gründer auch die Kosten für einen Trip ins südliche Afrika: 37 Prozent der Gebühren fließen an Unterkünfte und RGV-Betreuer vor Ort, 29 Prozent gehen für die Flüge drauf, 24 Prozent bleiben in der Zentrale in München – die übrigen 10 verteilt Mayer am Ende jedes Jahres an die Projekte. Je nach Bedarf, je nach Not, auch das kann man wieder entweder hochmoralisch oder höchst willkürlich finden. Außer dem Kofferraum voller Lebensmittel habe Meme Monica in Namibia im vergangenen Geschäftsjahr 500 Euro erhalten, sagt Mayer, ansonsten überweise er »kaum noch Geldspenden«, lieber seien ihm Sachspenden. Er habe zu oft schlechte Erfahrungen gemacht.

In Phnom Penh, der Hauptstadt Kambodschas, schiebt sich das Tuk-Tuk langsam durch die Straßen, über Stunden hat die Sonne den Asphalt aufgeweicht, es stinkt nach Fisch und Benzin.

Kambodscha ist ein kleines Königreich zwischen Thailand und Vietnam. Backpacker lieben das Land, weil es anarchischer und günstiger ist als die erschlosseneren Nachbarstaaten. Die meisten Touristen erkunden die uralten Tempel von Angkor Wat – und die Freiwilligen kommen wegen der Waisen. Oder wegen der Kinder, die sie für Waisen halten.

Zu ihnen fährt auch der Tuk-Tuk-Fahrer, das hat er am Straßenrand versprochen: »Die Waisenhaus-Tour kostet 15 Dollar.«

In Kambodscha tut sich eine zynische Gleichung auf: Laut Angaben der Regierung sinkt zwar die Zahl der Waisen, aber die der Waisenhäuser wächst. Weil hier die Nachfrage ein Angebot gebiert, das es eigentlich nicht geben dürfte.

In Phnom Penh zählt Unicef, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, 117 Unterkünfte elternloser Kinder, mehr als 400 in ganz Kambodscha. Viele wurden erst in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren eröffnet. Als immer mehr junge Freiwillige kamen, mit guten Absichten – und Geld.

Nach 40 Minuten hält das Tuk-Tuk vor einem grauen Tor. »Das Waisenhaus«, sagt der Fahrer. Klopfen. Warten. Ein Wachmann bittet in einem Hof, im Schatten dichter Bäume sitzen Kinder vor einem zweistöckigen Gebäude. Ein kleiner Mann in schwarzem Polohemd kommt angelaufen, grüßt, stellt sich als Lehrer vor. Etwa 20 Waisen lebten hier, sagt er, sie und etwa 100 weitere Kinder aus armen Familien unterrichte er.

Weil die meisten Waisenhäuser journalistische Berichterstattung fürchten, stellt sich der Reporter als Tourist vor, auf der Suche nach einem sozialen Projekt.

Ob man als Freiwilliger helfen dürfte?

»Yes, yes«, sagt der Lehrer, derzeit seien schon zwei andere Deutsche hier, nächsten Monat kämen wieder fünf Freiwillige aus Norwegen, England, Deutschland. Helfer seien immer willkommen. Weil der Staat den Schulen so wenig zahle, sei man auf Spenden angewiesen.



Aus Katalogen von Reiseanbietern:

»Indem du in kambodschanischen Schulen und Waisenhäusern Englisch unterrichtest, hilfst du, dass das Land sein Kriegstrauma überwinden kann«



Drei Jungen in einem kambodschanischen Waisenhaus – zwei von ihnen haben in Wahrheit noch Eltern

»Der tägliche Überlebenskampf der Familien im Armenviertel wird dich sicher nachhaltig prägen und dir eine andere Sicht der Dinge vermitteln«

Es entspinnt sich ein informelles Bewerbungsgespräch.

»Sie können sich aussuchen, welches Fach Sie unterrichten. Sport, Computer oder Englisch.«

Man kann einfach so Englisch unterrichten? »Klar. Sie bekommen von uns ein Buch, das hat vier Kapitel und ist sehr einfach.«

Keine Qualifikationen erforderlich?

»Nein. Eine Passkopie und ein Lebenslauf reichen. Die beiden Deutschen, die gerade hier sind, sind auch direkt nach der Schulzeit gekommen.«

Es ist schwer zu sagen, ob die 20 Jungen und Mädchen im Heim wirklich Waisen sind. Statistisch gesehen ist das unwahrscheinlich. Vier von fünf Kindern in kambodschanischen Waisenhäusern haben noch mindestens einen Elternteil, sagen Unicef und das kambodschanische Sozialministerium – dass sie trotzdem nicht zu Hause leben, liegt auch am Weltretter-Syndrom jener jungen Menschen, die mitunter nur für ein paar Tage kommen, für einen biografischen Beifang.

Fünfeinhalb Autostunden sind es vom Waisenhaus bis in die Provinzhauptstadt Battambang. An der Straße verkaufen Menschen Bananen und selbst geflochtene Körbe. Der Wohlstand in Kambodscha wächst, die Dörfer hat er noch nicht erreicht. Viele Kinder fangen schon im Grundschulalter an zu arbeiten.

Das Mädchen Chhey Phy verkaufte bereits mit sechs Jahren Gemüse auf dem Markt und fing in den Reisfeldern Krebse für das Abendessen. Heute ist Phy eine Frau Anfang 20, sitzt auf dem Fußboden eines kleinen Hauses und stupst hin und wieder eine Hängematte an, in der ihre wenige Monate alte Tochter schläft.

Phy war sieben Jahre alt, ein Kind mit fünf Geschwistern und ohne Vater, als ein Mann ins Dorf kam. Er versprach der Mutter »eine gute Schulbildung und genug zu essen« für ihr Kind. Sie gab Phy dem Fremden mit.

Der Mann brachte Phy in ein Waisenhaus, geführt von einem buddhistischen Mönch. Zunächst, erinnert sie sich, erging es ihr besser als zu Hause: Sie lernte, statt auf dem Feld schuften zu müssen. Abends schlief sie ohne Hunger ein, gemeinsam mit vier anderen Mädchen unter einem Moskitonez. Doch wann immer Touristen kamen, in Bussen, sollten sie besonders schmutzige Kleidung anziehen. Und nachts kauerten sich die Kinder eng aneinander.

»Der Mönch hat schlimme Dinge gemacht«, sagt Phy, nicht mehr und doch alles. Die jungen Freiwilligen, die ihr ein wenig Englisch beibrachten, blieben immer nur kurz und waren besetzt von dem Glauben, das Richtige zu tun.

Dass Chhey Phy heute über die Zeit damals sprechen kann, hängt auch mit einem Mann namens Jedtha Pon zusammen. Auch er arbeitete in Phys Waisenhaus, ehe er begriff, dass der Mönch die Kinder missbrauchte und die meisten Waisen Eltern hatten. In einer Art Meuterei befreite er die Jungen und Mädchen. Heute hilft er der Regierung mit einer eigenen Organisation, Kambodschas falsche Waisen zurück zu ihren Familien zu bringen. Pon, 40, sagt: »Kein Mensch soll hierherkommen, um mit vermeintlichen Waisen zu arbeiten.«

Nicht alle im Land sind dieser Meinung. Zu groß ist das Geschäft: Allein rund um Angkor Wat, das jährlich zwei Millionen Besucher zählt, gibt es 54 Waisenhäuser, nur eines ist staatlich betrieben, der Rest lebt von Spenden, wirbt auf Bannern mit rehägigen Kindern, lässt sie vor Touristen tanzen.

Zurück in Phnom Penh, im Waisenhaus mit Tuk-Tuk-Shuttleservice. Ob die beiden Deutschen zu sprechen sind? Um noch mehr über die Freiwilligenarbeit zu erfahren? Der Lehrer nickt, wenig später sitzen zwei gut gelaunte Menschen unter einem Baldachin: ein junger Mann mit breitem Kreuz und braunen Haaren, nennen wir ihn Lukas, und eine junge Frau mit Hornbrille und Bantikose, sie soll hier Lisa heißen. Beide haben gera-

de Unterricht gegeben und wissen nicht, dass sie jetzt mit einem Reporter sprechen.

Ohne Ausbildung als Lehrer, ist das nicht eine Überforderung?

Lukas: »Am Anfang schon. Wenn das erste Mal ein Kind weint. Aber man kommt nach und nach rein. Wir könnten es so machen: Einen Tag setzt du dich bei uns in den Unterricht, am nächsten unterrichten wir eine Stunde gemeinsam. Dann solltest du es draufhaben.«

Wollt ihr mal Lehrer werden?

Lukas: »Ich definitiv nicht. Wir kennen sehr viele Freiwillige hier, und fast niemand möchte Lehrer werden.«

Hilft man den Kindern denn wirklich?

Lisa: »Bei unserem Seminar in Deutschland hat man uns eh schon gesagt: Glaub nicht, dass ihr dort wirklich helfen könnt. Ihr macht das für euch selbst.«

Es ist später Vormittag in Dietzhausen, Thüringen, 362 Meter über Normalnull, Durchschnittstemperatur 7,3 Grad, 654 Millimeter Niederschlag pro Jahr – Tim Große ist noch verloren zwischen Zeit- und Klimazonen, als die Großmutter seinen Namen die Treppe hinaufruft: »Tim! Tiiiiim?«

Da öffnet sich im zweiten Stock des Einfamilienhauses eine Tür. Ein schlaksiger junger Mann schaut durch den Spalt, blass und benommen, als stolpere er gerade aus einem Kinosaal in die Alltagswelt zurück.

Tim Große, 20, ist vier Tage zuvor mit dem British-Airways-Flug BA78 aus Accra zurückgekommen, aus Ghana, wo er zwölf Monate lang als einziger Deutscher im Dorf Asuotwene lebte, als Freiwilliger des staatlichen Weltwärts-Programms, vermittelt zu Projekt Nummer 210596.

Der Einsatzort: eine Farm im tropisch feuchten Hinterland.

Die Aufgabe: »Bewusstsein und Austausch fördern in Bezug auf Ernährungssicherung, Landwirtschaft, Nahrungsketten. Globale Zusammenhänge und Abhängigkeiten erkennen.«

Die Realität: ein Jahr lang Feldarbeit.

Es ist schwer zu sagen, ob Tim Große schon vor seinem Gap-Year der bedachte, beinah skrupulöse Charakter war, der er heute ist und der sich schwertut, ein Urteil zu fällen. Sohn einer Ingenieurin und eines Managers, ein Wanderer, ein Kletterer, der die Chance sah, Erdkunde-Theorie mit Praxis zu füllen, der »wirklich für ein Jahr weg« wollte, um sagen zu können: »Ich hab da mal gelebt.«

In der Ausschreibung war die Rede von einer »Bauern-Kooperative«, die effektiver, wirtschaftlicher arbeiten wolle, die »Abkehr vom Kakao-Anbau« schaffen, dieser Dienstleistung der Dritten für die Erste Welt. Vor seinem Aufbruch war Tim schon sicher, dass er nach der Rückkehr aus Afrika Geografie studieren würde, er wählte Weltwärts, laut Selbstbeschreibung des Ministeriums das »anspruchsvollste Freiwilligenprogramm«, weil er die Vorstellung hatte, »später selbst in die Entwicklungshilfe zu gehen«. Der Staat subventionierte seinen Dienst in Ghana mit 7500 Euro. Und Tim Große nahm die Sache ernst: Er recherchierte. Er las sich ein. Er wurde fast so etwas wie ein Vorab-Experte für globale Agrarpolitik.

Doch dann schlug er sich Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat mit einer Machete durch die Äcker eines Bauern namens Abraham Gyansah, der niemals Kakao angebaut hatte. Nur Gurken, Mais und Okraschoten.

Abraham hörte viel Radio, meist den World Service der BBC. Und mit Tim hatte er nun einen, mit dem er über all das diskutieren konnte, wovon die Radiostimmen täglich erzählten. Einen sonderbaren Hilfsarbeiter. Ein Reicher, der ein Jahr lang wie ein Armer arbeitete; fleißig, zuverlässig und umsonst. So buckelten sie sich durch die Furchen: Abraham, klein und muskulös. Tim, groß und sehnig. Zwei Männer, keine Kooperative.

»Nach ein paar Wochen war ich sehr enttäuscht«, sagt Tim Große. »Und nach ein paar Monaten wusste ich, dass meine Lernkurve nicht mehr steigen würde. Es war klar, dass nichts Neues mehr kommt.«

Er war mit Dreadlocks losgeflogen, in Afrika ließ er sie abschneiden.

Er kam als Veganer. In Ghana gab er den Vegetarismus erst einmal auf, zu kompliziert.

Dreimal lag er im Krankenhaus. Malaria. Irgendwann fing Tim Große an, durch Ghana zu reisen, mit Bussen und Sammeltaxis; nahm sich mehr Urlaub, als ihm zustand; wusch wie die Frauen des Dorfes in großen Bottichen seine Klammotten; tanzte auf Hochzeiten. Abends, wenn er vom Feld kam, riefen ihm die Bewohner von Asuotwene ihren Gruß zu: »ayekool!«, gut gemacht.

»Man sollte diese Sache besser Kulturaustausch nennen«, sagt Tim. »Auf jeden Fall nicht entwicklungspolitischen Dienst, weil es in keinem Projekt um entwicklungspolitische Fragen geht. Ich sehe die Freiwilligendienste jetzt eher kritisch, auch wenn ich vorher wusste, dass man nicht wirklich helfen kann.«

Zurück in Dietzhausen, konnte Tim in der ersten Nacht kaum schlafen. Es war ihm zu still. Tagsüber, wenn seine Eltern arbeiten, bleibt er noch viel im Haus, in seinem alten Kinderzimmer, »undercover«, sagt er, unsichtbar, unansprechbar, weil er Fragen scheut, solange er kein Urteil über das vergangene Jahr fällen kann. Schon in Afrika hat sich Tim Große, wie Friederike Alts, Annelie Wehrle und Delia Teil einer neuen Jugendbewegung, an seinen Computer gesetzt und die Projektbeschreibung umgeschrieben, die auf ihrem ursprünglichen Weg von Afrika nach Deutschland etwas an Präzision verloren hatte. Wenigstens die Fakten sollen stimmen, mit der Bewertung ist es komplizierter. Nichts war so wie erwartet, aber war es deshalb schlecht?

Die Lücke, von der im Wort Gap-Year die Rede ist, füllt sich für alle, die sich hineinbegeben, mit lauter Fragen. Handelt es sich bei der neuen Jugendbewegung um ein großes Friedenswerk oder um die zigfache Lebensveredelung lauter Einzelner? Wie verhindert man, dass eine Freiwilligenreise zu einem zynischen Zoobesuch wird, zu einem Trip ins Postkarten-Elend? Muss diese Erfahrung, wie bei Tim, mindestens Monate dauern, mit Unplanbarkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden sein, damit sie sich von einem Urlaub unterscheidet?

Es geht um Eigensinn und Empathie, um das Ich im Weltzusammenhang und das Ich als solches. Anders als in früheren Jugendbewegungen, die oft in Hörsälen, auf Straßen, in Gemeinschaft kulminierten, sind die neuen Reisenden meist allein. Mit sich. Und den Fragen. Antworten zu finden, vorab, anhand überkolorierter Kataloge, unterwegs, in einer einfachen Wellblechhütte, danach, in einem Dorf in Thüringen, genau das ist sie dann: die Reifepfropfung.

HINTER DER GESCHICHTE

Die Idee: Da ist eine Sache, die viele Eltern in der ZEIT-Redaktion beschäftigt. Und viele Leser auch: Ihre Kinder machen Abitur und möchten für ein Jahr ins Ausland. Aber was dort tun? Jobben, chillen oder helfen? **Die Recherche:** Vier Redakteure aus den Ressorts Chancen und Dossier begleiten junge Reisende auf drei Kontinenten.

Die Herausforderung: Sollt ich dieses Mal beim Lesen: Sollen Eltern diese Reportage an ihre Töchter und Söhne weitergeben? Oder sollen die Kinder ihre Erfahrungen nicht besser selber machen?